

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

17. Abschnitt. Von Menschen und Dingen allerhand

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

Von Menschen und Dingen allerhand

Die Insel Langenau; die Heinrichsstimme; die Rache der Abtissin. Im Rheinbessischen, zwischen Mierstein und Mainz, streckt sich, dem rechten Rheinufer nachbarlich vorgelagert, ein anderthalb Stunden langer, schmaler Inselstreif: die Langenau. Dieses Eiland war während mehr als vier Jahrzehnten fast alljährlich mein Ausflugsziel, daher gewissermaßen meine zweite Heimat.

Das Inselgut gehörte der freiherrlichen Familie von Molsberg, die den Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg, zu ihren Ahnen zählt. Die Einsamkeit des Ufers bot jeden Reiz einer Robinsonade nebst allen Schauern abenteuerlicher Inselromantik.

Um einen geräumigen Hof lagerten zwei stattliche Wohnhäuser, Scheuern und Wirtschaftsgebäude. Das alte, ursprüngliche, weitgedehnte Stammshaus stand schon etliche hundert Jahre und war vorzeiten ein sogenannter Freihof: flüchtige Verbrecher hatten, solange sie in seinen schirmenden Mauern weilten, keine Verfolgung zu befürchten; freilich durften sie nicht einmal den Hof betreten; einen Schritt aus dem Haus — und sie waren dem Gesetze verfallen.

Allerlei Sagen von Mordtaten gingen um. In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatte ein Pächter auf dem ungeheuern Hauspeicher seinen Knecht aus falschem Verdacht erstochen und den Leichnam im „kleinen Rheine“ versenkt. So nannte man den schmalen, seeartigen Arm des Stromes, der die Insel vom rechten Ufer scheidet und der von mir in hundert wohlabgemessenen, weitausgreifenden Armbewegungen bequem durchschwommen wurde. Frühe, wenn der Tau in den Gräsern funkelte, mittags, wenn der ferne Donner am Sommerhimmel grollte, sogar in später Nacht bei Mondschein ward geschwommen und wieder geschwommen.

Alle Freuden ungebundenen Landlebens taten sich mir auf: ich habe gesät, gepflügt, Honig geschleudert, Fischneze gestellt, Enten gejagt. Nie

haben Fische mir besser gemundet als die selbstgefangenen. In einer Gartenlaube dicht am Rheinufer hängten wir farbige Lämpchen am Abend auf, schwelgten in Pfirsichbowle, bekränzten uns festlich mit Efeuranzen — was wir eine „Attische Nacht“ hießen! — und spähten zu den nachtdunkeln Bergen von Laubenheim hinüber, auf denen die Sedanfeuer zum Himmel loderten. Klängen dann die Töne des Waldhorns über mondbeschienene Wiesen von fernher — ein freiwilliger Hilfsarbeiter verstand trefflich, es zu meistern —, so hätten selbst Eichendorff und Lenau helle Freude daran gehabt.

Im Kleinen Rheine lag ein von Brombeerhecken dicht und dornröschenhaft umsponnenes Inselchen — wir hatten es „Drbasan“ getauft —, da zündeten wir unter einem mächtigen Eichbaum ein flackerndes Wiesenfeuer an und tanzten darum in seligem Jugendüberschwange.

Doch ging es keineswegs immer so friedsam und stillebig zu: manchmal verschleuchten wir nachts mit geladener Flinte die Obstdiebe, die von benachbarten Dörfern in Rähnen über das Wasser kamen und im hohen Schilf sich versteckten, um im Schleier der Dunkelheit ihr finsternes Handwerk zu verrichten. Mancher Schreckschuß ward ins Nachtfenster hinaus gefeuert.

Einmal jagten wir Obsträubern eine gewaltige Beute glücklich ab, die sie zu nächtlicher Heimholung unter uralten Weidenbäumen in tiefer Grube schon sicher geborgen wähten. Frau von Molsberg, meine treue, mütterliche Freundin, lauerte manche Nacht, wenn ihr Gatte mit den Kindern abwesend war, hinter herabgelassenem Rolladen mit gespanntem Hahn, um zu erlauschen, ob kein verdächtiger Rudererschlag auf dem Rheine sich rege.

In einem und demselben Jahre (1892) verlor die Gutsherrin ihre beiden Kinder: die kluge, blühende Tochter Sophie starb an „galoppierender“ Schwindsucht, und ihr einziger Sohn Heinrich, schon dreißigjährig, suchte freiwillig seinen Tod im Rheinstrom — er war der letzte männliche Sprosse seines Hauses. Leider ist der alte Freiherr, sein Vater, der wie ein afrikanischer Selbstherrscher — er hieß in meinem Elternhause mit Übernamen „Der wilde Aschanti“ — seine Familie maßlos unter der Fuchtel hielt und selbst vor Tätlichkeiten nicht zurückschreckte, von der Mitschuld an diesem furchtbaren Trauerspiel nicht freizusprechen. In ihrem Niobeschmerz gestand mir einmal die gebeugte Mutter: am liebsten wärfe sie eine brennende Fackel ins Hausdach — denn „unter keinem Dache Deutschlands wohne tieferes Herzeleid“ — und verlasse Haus und Heim, um in die weite Welt

hinauszuwandern, ohne nur einen Blick zurückzutun. Eigenartigerweise ging ein Jahr nach ihrem Tode das alte Stammhaus auf unerklärtem Wege wirklich in Flammen auf, und kein Stein bezeichnet heute mehr seine Stätte ...

Die Insel, deren nach Mainz schauende Nordspitze die „Nonnenau“ heißt, spielte zur Zeit der Belagerung von Mainz (1793) eine Rolle. Goethe hat sie besucht und erwähnt ihrer kurz im Beginne seiner Kriegsschilderungen. Eine Schiffbrücke war damals von ihr nach dem Festlande hinüber geschlagen. Im Hausgarten des Inselgutes hoben sich noch etliche Hügel, die als Gräber von Franzosen und österreichischen Rotmänteln (Kroaten) bezeichnet wurden. —

Ähnlich wie zur Vorzeit eine Geisterstimme „Der große Pan ist tot!“ am Meeresgestade gerufen haben soll, so ging auch auf dieser abgelegenen Rheininsel eine Stimme, die von Zeit zu Zeit gehört ward und bei tiefer Stille deutlich einen Namen, und zwar seltsamerweise mit Vorliebe „Heinrich“ rief. In Heiden, Steppen, an einsamen Ufern wird diese Erscheinung zuweilen beobachtet. Ob es aus Wellenschlag, ob aus Schilfrohrgeflüster entsteht und, durch Schall vergrößert, weitergetragen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Der russische Dichter Gogol schreibt in einem seiner Romane: „Ohne Zweifel ist es euch schon vorgekommen, daß ihr eine Stimme hörtet, die euch beim Namen rief ... es pflegt stets bei sonnenhellen Tagen zu geschehen, an denen kein Blättchen im Garten raschelte, ringsumher Grabesstille herrschte, sogar das Heupferdchen zu zirpen aufhörte und keine Seele im Garten war. Ich gestehe, daß selbst wenn der rasendste Sturm in der Nacht mich überfiel, ich mich vor ihm nicht so fürchte, wie vor der unheimlichen Stille eines heitern Tages“ ...

Genug. Eines drückend heißen Sommervormittags von 1883 wanderte ich über die Insel von der Nordspitze her, aus dem Nachbardorfe Einsheim zurückkehrend. Eine außerordentliche Stille umfing mich. Da plötzlich hörte ich ganz kurz abgebrochen, aber mit größter Deutlichkeit hinter mir wiederholt meinen Namen „Heinrich“ rufen. Ich blickte zurück, ohne jemanden zu gewahren, und schritt weiter. Nach kurzer Pause rief es mit auffallend langer Betonung der letzten Namenssilbe überaus deutlich: Heinriiiiiich!, so daß es mir durch Mark und Bein ging und mich, ich will es nicht leugnen, ein Schauer von Gänsehaut überflog; denn in dieser Stimme lag etwas unendlich Klagendes, fast Flehendes. Ich dachte geheim bei mir: die Kinder vom Gut und ihre Gäste sind mir wohl entgegen gegangen und verbergen sich, mich foppend, hinter den Hecken am Wege.

Ich schaute nun aus scherzweisem Troge nicht zum zweitenmal um, damit sie glauben sollten, ich habe sie gar nicht gehört. Ich lief nur schnell und schneller und erreichte den Gutshof der Langenan gerade noch recht zur Mittagessenszeit. Da ich wähnte, die Gesellschaft sei noch zum Teil unterwegs, kleidete ich mich gemächlich um, bis plötzlich ungeduldig nach mir geschickt wurde mit der Meldung: alles warte längst auf mich! Ich trat in das Speisezimmer und behauptete lachend: sie müßten sich von der Schleuse her aber sehr gesputet haben, daß sie mir schon zuvorgekommen seien, denn ich habe sie ja kurz zuvor dort meinen Namen rufen hören. Da jedoch entstand großes, allseitiges Erstaunen; ich berichtete mein Erlebnis, und die Eingeweihten riefen einhellig: Nun, jetzt hast du heute selber einmal die Heinrichsstimme vernommen! Unter dieser Bezeichnung war die Stimme längst eine Vertraute der Inselbewohner.

Doch nicht diesen Namen ausschließlich rief der unaufgeklärte Schall, und nicht bloß an stillen Sommertagen ertönte der unheimliche Klageruf. Frau von Molsberg saß eines Nachts lesend und stierend noch spät in ihrem Zimmer und, wohlbemerkt, sie war keine zur Romantik neigende Persönlichkeit, die von Wahnbildern heimgesucht war. Da hörte sie von unten am Haustor zweimal, fast behutsam, „Alfred, Alfred!“ rufen. Sie dachte, es sei von meinen Brüdern einer, der so heißt und der überraschenderweise tief in der Nacht angekommen sei. Der Schall war um so deutlicher vernehmbar, als die Fenster in der warmen Herbstnacht gedffnet standen. Sie gab zur Antwort hinunter: sie werde sofort kommen und ihm das Haus aufthun. In der Hand die Lampe, stieg sie die Treppe hinab, schloß die Haustüre, den spät ankommenden Gast einzulassen, auf, aber — niemand stand draußen!

Bei meinen häufigen Inselbesuchen, oft im Dezember, wenn sonst kein Mensch durch Schnee, Nebel und Eisschollen zu den Freunden fahren wollte, und wo man als Besuch auf dem Lande doppelt gewertet wird, bewohnte ich ein hoch oben gelegenes Bodenstüblein: das sogenannte Husarenzimmer. Eine steile Treppe war hinaanzuklettern und dann über einen weitgestreckten Speicherraum zu gehen, worauf seit einem halben Jahrhundert unendlich viel alter Hausrat aufgestapelt lag. Von meinem Blendlaternchen angestrahlt, warfen die riesigen, meist aus Basel von meiner Verwandten einst mitgebrachten Schränke unheimlich zuckende Schatten. Rauschte der Nachtsturm in den alten Rüstern vor den Fenstern — und es windete fast beständig dort —, schrien die zahlreichen Käuzchen, die sich oft unangenehm zutraulich auf den Stein Sims vor den

Scheiben kauerten, mit ihren wimmernden Kinderstimmchen, und brandeten unten unmittelbar am Hause die Rheinwellen an die Uferterrasse, so entstand im Verein mit sonstigen unbestimmbaren Mitternachtgeräuschen ein Zusammenklingen daraus, das einen zuweilen in die Wolfschluchstimmung im „Freischütz“ versetzen konnte.

Oben im Treppentur hing das Bildnis einer alten Abtissin, einer Urahne des Hauses derer von Molsberg. Längs über das Gesicht mit den großen, stehenden Augen lief ein breiter roter Strich wie ein unaufgeklärter Blutstreifen, der dem Bild etwas unsagbar schauerliches lieh. Oft wenn ich spät in der Nacht — wir saßen fast allabendlich lesend und plaudernd bis um die Mitternacht auf — an dem Bilde vorüberging, überließ mich ein Grauen, wovon ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte; ich fühlte mich allemal erleichtert, wenn ich das schreckliche Gemälde hinter mir hatte. Gern hätte ich es entfernt, doch ich schämte mich, für furchtsam zu gelten. Da beim letztmaligen Betreten jenes Hauses, als ich mich eben anschicken wollte, den Sarg meiner mütterlichen Freundin und Anverwandten, der Guts herrin der Insel Langenau, zur letzten Ruhestätte zu geleiten, ging ich eilig noch einmal hinauf, um für ewig von meinem altvertrauten Gastgeläß Abschied zu nehmen. Da starrte mich wieder das Bild, das mich so häufig in vergangenen Nächten grausig erschreckt hatte, blutüberquollen mit Gespensteraugen an. Als großes Kind, das ich noch immer, selbst an der Schwelle des Alters hin, überkam mich plötzlich ein knabenmutwilliges Lustgefühl, jenem Scheusal zur Vergeltung für manch ausgestandenen mitternächtlichen Schauer zum Abschied noch einen Schabernack zu spielen. Schon hatte ich, mein Mütchen zu kühlen, knipsend und fingerschnalzend zu einem Nasenstüber gegen das ehrwürdige Abtissinnengesicht ausgeholt, als ich, pardaun, auf der steilen Hühnerleiter das Übergewicht bekam, ausglitt und zum großen Schrecken des unten im Hausstur harrenden Trauergefolges die hölzernen, hohlklingenden Treppenstufen dröhnend und polternd herabgesegelt kam: — dies war die Rache der Abtissin! ...

* * *

Die Gans des Herrn von Munda. Auf meinem Schreibtische, der einst J. P. Hebels Arbeitstisch war, prangt ein faustgroßes bronzenes Kunstwerklein aus der Werkstatt des Pariser Kunstschmieds Mène, der vorzeiten europäischer Berühmtheit sich erfreut haben soll: eine durch Naturtreue ausgezeichnete körnerpickende Gans.

Seit frühesten Kinderzeiten entsinne ich mich dieses Tieres, das in meinem Großelternhaus auf einem altmodischen Wandgestell im Besuchszimmer stand und allen Weihnachtsbescherungen von dort zuschaute. Häufig sprach meine Großmutter Schmidt die bedeutungsschweren Worte zu mir: „Halte diese Gans später stets in Ehren; dein Großvater hat sie vom Herrn von Munc als Geschenk bekommen.“ So flocht sich schon frühzeitig der Name Munc fest in meine Erinnerung.

Herr von Munc war der Hofmarschall der Königin Friederike von Schweden, der unglücklichen Gemahlin des 1809 entthronten Königs Gustav Adolf IV. von Schweden; er war nach dem Zusammenbruch der nordischen Königsherrschaft mit der ausgewiesenen Herrscherfamilie nach Baden in die Verbannung gewandert und starb in den 1850er Jahren als neunzigjähriger Greis zu Karlsruhe, wo er in der Stephaniensstraße — dicht neben dem Scheffelschen Hause — ein stattliches Altkarlsruher Edelbürgerhaus bewohnte. Mein Großvater Schmidt mußte, als langjähriger Vermögensverwalter der großherzoglichen Familie, seinen Ruhegehalt ihm auszahlen, und so mochte wohl der alte Schwede sich ihm gelegentlich durch ein kleines Angebinde dankbar erweisen wollen.

Nach dem Tode meines Großvaters (1862) hütete meine Großmutter dieses Gedenkzeichen wie ein geheiligtes Überbleibsel. Als auch sie das Zeitliche segnete (1885), erbat sich ihr Hausarzt, Dr. Schenk, der ein großer Kunstkenner war und eine wertvolle Bronzesammlung besaß, die Gans als Erinnerung an die Entschlafene, deren ärztlicher Ratgeber er viele Jahre war. Ihm mochte mein Vater die Bitte nicht abschlagen, und so wanderte das Tierlein zu meinem Leidwesen außerhalb des Hauses auf eine fremde Weide. Ich hatte das kleine Kunstwerk nie verschmerzt, und manchmal, wenn ich heimwehvoll der schönen Kinderzeiten im Großelternhause gedachte, schweiften meine Gedanken auch zu dem fernen Gänselein.

Auf einsamen Spaziergängen hatte ich zufällig die in die Rückwand der alten Friedhofskapelle meiner Vaterstadt eingelassene, künstlerisch ausgeführte gußeiserne Grabtafel des alten Herrn von Munc und seiner Gattin entdeckt, und öfters im Laufe der Jahre war diese von der dankbaren Großherzogin Sophie von Baden, der Tochter jener Königin Friederike, gestiftete Ehrentafel das Ziel meiner Abendgänge; galt es doch, vielleicht halb unbewußt, in stiller Gedächtnisfeier den Spender jener Gans zu ehren, dessen Name sich mir unausstilgbar eingepägt hatte, und ich war gewiß einer der ganz wenigen Menschen in Karlsruhe, die von diesem

Grab und seinen Toten einen Schimmer hatten. Munk war ein Freund von Ernst Moritz Arndt.

Da begab es sich — meine Großmutter war schon zwanzig Jahre tot, ihr Arzt, der glückliche Hüter der Gans, sowie auch mein Vater längst gestorben —, daß mir durch einen im Morgenlande reisenden Freund aus Jerusalem „ein Herr von Munk“ empfohlen wurde: ein hagerer Riese aus Finnland, der sich mir als Vetter jener Ebba von Munk, die Prinz Bernadotte von Schweden gefreit hatte, vorstellte, kam und bat mich, ihm das Grab seines Oheims zeigen zu wollen.

Er kehrte von einer zweijährigen Reise um die Erde heim und versicherte mir, den Umweg von Palästina über Deutschland nach seiner finnischen Heimat nur zu dem Zwecke gewählt zu haben, um in Karlsruhe dieses Grab zu berühren. Eine so leidenschaftliche Verehrung und Liebe, wie dieser Neffe für seinen Oheim kundgab, den er im Leben nie gesehen, von dem er bloß ererbten Hausrat und Briefe besaß, hätte ich kaum für möglich gehalten.

Der Finne berichtete, sein Oheim habe eine wertvolle Zimmereinrichtung aus dem Besitz Axel Fersens, des Lieblings und romantischen Retters der Königin Marie Antoinette, besessen; das Zimmergerät sei ein Geschenk jener unglücklichen Fürstin aus glücklicheren Zeiten gewesen. Diese Rokoko-gerätschaften, die zimmerhohen Spiegel, wanderten einst von Paris mit Fersen nach Stockholm, später mit Herrn von Munk — der sie nach Fersens Ermordung durch den aufgeregten Stockholmer Straßenpöbel auf Versteigerungsweg erstanden hatte — 1809 nach Karlsruhe und nach dessen 1853 erfolgtem Tode zu seinem Neffen nach Finnland heim, immer auf der Achse, ohne daß auch nur das kleinste Stückchen Glas von den zerbrechlichen Sachen abgesplittert war.

Der anhängliche, oheimtreue finnische Freiherr fragte mich, ob sich noch irgendeine Erinnerung an seinen Verwandten in Karlsruhe erhalten habe — da fiel mir die schicksalvolle kleine Gans ein, und ich gestand ihm, daß sie sich noch im Besitze der Witwe des Hausarztes meiner seligen Großmutter befinde. „Ich muß sie sehen, o, ich muß sie sehen!“ rief er in gebrochenem Deutsch. Wir ließen uns bei der Dame melden, und mein erster Blick beim Eintreten fiel in der Tat sofort auf das Tierchen, das auf einem mit ähnlichen Kunstgegenständen übersäten Tische weidete. Der Freiherr ergriff die Gans, drückte sie an die Brust, streichelte sie mit wahrer Inbrunst und rief ein übers andere Mal fast schluchzend: „O mein Onkel, mein Onkel!“ Arztwitwe, Gans

und meine Weingkeit wurden alsbald auf einem sinnigen Gruppenbilde zusammengeknüpft.

Die freundliche Dame wußte glücklicherweise noch zwei alte Freundinnen namhaft zu machen, die als Kinder bei dem alten Herrn von Munk in der Stefaniensstraße verkehrt hatten und noch Bilder von ihm und seiner Gattin besitzen sollten. Im Sturmschritt ging es dorthin, und der Finne bekam zu seiner unsäglichen Freude jene Bilder, die in der guten Stube überm Sofa hingen, zum Geschenke! Wären es von Tizian gemalte Bilder gewesen, sie hätten dem Beschenkten nicht größere Lust bereiten können. Die Stahlstiche, sowie zwei Porzellantassen der Empirezeit, die gleichfalls aus Munk'schem Besitze stammten, preßte er unzählige Male streichelnd an die Brust, herzte und liebte sie wie ein überschwenglich glückliches Kind seine Puppen.

Aber die gütige Witwe des verstorbenen Arztes, selbst schon hochbetagt, die meine liebende Anhänglichkeit an die bronzene Gans gerührt haben mochte, legte sie von neuem in meine Hand zurück, und nun steht sie wieder vor mir, gemahnt mich an alte, selige Knabenzeit und Weihnachtsträume vom Großelternhaus und schaut mir auf das Papier, indes ich ihre Geschichte hier niederschreibe.

* * *

Der Grenzwächter vom Ponalfall. An glühheißem Sommertage von 1890 auf der schönen Ponalstraße längs des Gardasees dahinwandernd, sah ich einen österreichischen Zollwächter in seinem hellgrauen Waffenrock auf der Mauer am Straßenrande sitzen.

Fels, Sandkörner der Landstraße und See leuchteten grell und blendend. Und fast so hell wie eine Sonnenblume gließte fernher ein gelbes Reklam-Bändchen in der Hand des lesevertieften Zollwächters, zu dessen Seite das Gewehr am Gestein lehnte. Ein stilleben-verträumtes Hochsommertagsbild!

Ich glaube sonst nicht übermäßig neugierig zu sein, aber dieses Mal reizte es mich doch, herauszubringen, was der Soldat in seiner Postensamkeit so eifrig verschlingen mochte. Nach etlichen an ihn gerichteten vorbereitenden Redensarten — eine Unterhaltung schien ihm in der Einsamkeit nicht unwillkommen — hatte ich mir das Recht errungen, ihn, wie beiläufig, auch nach seinem Gelese zu befragen. Und was las der seltsame Träumer? — „Leibnizens Theodicee“! ...

Und nun, wärmer und gesprächiger werdend, erzählte er mir, er sei Mönch in einem Kloster zu Florenz gewesen, aber die Sehnsucht nach seinen

Tiroler Bergen habe ihn heimgetrieben; er habe sich um den Posten eines Grenzwächters beworben, weil der ihm tagelang Muße für seine Lieblingsbeschäftigung, die Schriften der großen Philosophen, gewähre. Nachts setze es oft harte Kämpfe mit Schmugglern ab, die auf steilen, schwer ersteigbaren Felspfaden vom See heraufzuklimmen und in der Dunkelheit ihr gefährliches Gewerbe zu verüben strebten; aber an den langen beschäftigungslosen Tagen könne er auf seinem Posten lesen und dem Gelesenen träumend nachhängen. Ich schied von ihm mit Hochachtung vor der philosophischen Bildung österreichischer Grenzsoldaten.

Paul Heyse, dem ich auf der Heimreise das Geschichtlein brühwarm zu München erzählte, meinte: das ist wahrhaftig ein Erlebnis!

* * *

Bismarck in Kissingen. Aufgefordert von einem Freunde, hatte ich mich von Darmstadt, wo die Malerin Klara Grosch mich damals ölmalte, in Eile gen Kissingen aufgerafft, um mich dem Huldigungszuge der „Tausend Heilbronner“, der ersten vaterländischen Wallfahrt dieser Art, anzuschließen; sie hatte den Zweck, dem tief gekränkten Volkshelden der Deutschen durch Massentundgebung darzutun, daß das deutsche Volk seinen Größten treu im Herzen verehren und ewig darin tragen werde.

Am 10. Juli 1892 — zufällig dem Tage des Kissingener Gefechts, da 26 Jahre zuvor Preußen und Bayern sich hier herumschossen — strömte die Menschenflut nach dem „Badeschloß“, Bismarcks Wohnung, hinaus.

Mit schwarzen Bändchen — den schwäbischen Farben — im Knopfloch, schwamm ich im Strome mit. Ohne dieses wichtige Bändchen gab es keinen Zutritt. Schutzleute bewachten, strengstens auf den Dienst passend, die Pforte zum Garten; etliche naseweise Briten, die sich mit einschmuggeln wollten, wurden nachsichtlos zurückgewiesen.

Wie Mauern standen die Menschenmassen im Garten; alles in atemloser Stille. Plötzlich erschien Bismarck, tiefernst blickend, oben am Fenster. Ein Jubelgeschrei, ganz aus sich heraus, wie man es nicht leicht wieder hören mag, brach förmlich aus den Kehlen der Menge hervor. Längere Zeit stand der große Mann schweigend im Fensterrahmen und ließ sich ruhig von den erschütterten Beschauern betrachten. Dann verneigte er sich kurz und zog sich, langsam rückwärts schreitend, ins Zimmer zurück, immer mit dem Antlitz den Betrachtern zugekehrt, ohne seine Rückseite zu zeigen. Auch die Fürstin war, sich verneigend und einige Augenblicke auf die Brüstung gestützt, am Fenster erschienen.

Kurz darauf hieß es: der Fürst werde herab in den Garten kommen und eine Ansprache halten; man möge etwas zurücktreten. Bei der Verschiebung, die nun eintrat, hatte ich das Glück, in eine der vordersten Reihen gedrückt zu werden — denn eine fürchterliche Drängelei war es —, so daß ich in unmittelbare Nähe des Gewaltigen zu stehen kam.

Und nun trat die Riesengestalt Bismarcks im Schlapphut, auf einen Stock gestützt, etwas schwerfällig unter den Torbogen, der nach dem Garten führte, und manchem mochte es kalt über den Rücken gelaufen sein, der Weltgeschichte in Person einmal gegenüber treten zu dürfen.

Langsam, feierlich bewegte der Fürst sich vorwärts, nahm seinen Hut trotz Hitze und blendender Sonne ab — nach einigen bittenden Zurufen aus der zum Ersticken dicht zusammengepreßten Volksmasse, er möchte sich doch bedecken, stülpte er den breitrandigen Hut wieder auf das mächtige Haupt — und begann mit hoher, silberhell klingender Stimme seine politische Ansprache. Man war erstaunt, aus dem gewaltigen Körper den Klang einer so dünnen, feinen Stimme zu vernehmen.

Während seiner gedankenreichen Rede, die er langsam, oft zögernd und stockend, wie nach dem bildhaftesten Ausdrucke ringend, anhub und durchführte, stocherte er unablässig mit der Spitze des Stodes im Boden, als wolle er seine inhaltvollen Sätze dort aus der Erde schürfen. Nach irgend einem Ausspruch, der einen der Festgenossen besonders beeindruckt haben mochte, rief dieser in waschechtestem Schwäbisch „Richtig, richtig!“ in die Rede, worauf Bismarck einen Augenblick innehielt und fast wie strafend nach dem allzu kühnen Zwischenrufer ausspähte, mit wahren Pflugrad-Augen ihn niederblickend.

Nach seiner Ansprache hatte der große Schöpfer des Reiches die Absicht, umherzugehen und einzelne Personen anzusprechen. Aber nun war leider der Ansturm derart und das Geseumm der blindlings und unsinnig herandrängenden Menge so übermächtig, daß an eine Entfänelung gar nicht mehr zu denken war. So mußte Bismarck sich gegen seine wohlmeinende Absicht unverrichteter Dinge zurückziehen, und das große Vieh „Publikum“ hatte sich wieder einmal durch seine Dummheit um eine denkwürdige Erinnerung gebracht.

Da viele Teilnehmer am Festzug Bismarck nicht recht gehört und bei der heillosen Drängelei nicht einmal recht gesehen hatten und große Klage hierüber entstanden war, so wurde bekanntgegeben, der Alt-Kanzler beabsichtige, am andern Morgen für die noch in Rissingen zurückbleibenden Heilbrunner vor dem Badehaus abermals eine kurze Ansprache halten zu wollen.

Dies ließ ich mir nicht entgehen und harrte mit der bedeutend zusammen-
geschmolzenen Teilnehmergesellschaft in der Frühe vor seiner Baderzelle
auf der Straße.

Bismarck kam in offenem Zweispänner angefahren, mit großer Brille
im Gesicht. Als der Wagen hielt, erhob er sich und drehte sich, mit dem
Hute nach allen Seiten grüßend, im stehenden Gefährt um seine eigene
Achse, wozu eine wahre Kunstfertigkeit gehörte; er wollte offenbar aus
unendlichem Höflichkeitsgeföhle niemanden ungegrüßt von sich lassen.
Dann erst stieg er aus und war sofort umstürmt von solchen, die ihn be-
röhren, die Kleid und Hand ihm küssen wollten. Er entzog ihnen nach
Kräften seine Hände und sagte, wie Verwahrung dagegen einlegend:
„Nein, nein, einem Manne küßt man nicht die Hand.“ Es gab aber doch
etliche, die seinen Rock küßten.

Bei dem Geschiebe rings um ihn ward ich ihm so nahe gedrängt, daß
ich einen Augenblick mit der breiten Handfläche seine rechte Schulter be-
tasten konnte.

Nach kurzer Aured verschwand er mit seinem Leibarzte Schwening
im Baderhause. Später sah ich ihn mit diesem eine Aue hinabschreiten,
indes oben auf der Straße die reihenweis aufgestellten Zuschauer ihm
durch Operngläser und Fernröhre nachspähten und jeden von ihm unter-
wegs Angeredeten glühend beneideten, bis er unter fernen Waldbäumen
den Blicken entschwand. Es war in Rissingen das einzige Mal, daß ich den
Kiesen der Weltgeschichte mit Augen schauen durfte; in Berlin war es mir
während meines Hochschulsommerhalbjahres nie gelungen, seiner an-
sichtig zu werden.

* * *

Ewas von österreichisch-ungarischer Gastfreundschaft. In
keinem Lande schließen sich auf leichtere, angenehmere Weise Reisebekannt-
schaften als in Österreich-Ungarn. Das natürliche, liebenswürdig unge-
zwungene, leichtlebige Wesen der Eingeborenen umstrickt den Fremdling
mit bezauberndem Reize.

In Ungarisch-Weißkirchen besuchte ich 1891 den mir seit Jahren durch
Briefwechsel befreundeten Professor Aurel Baszel, der in seinem Rosen-
garten, wie begraben unter Blüten, in seine Arbeiten vertieft saß. Er
stellte mich darnach auf dem Hauptplaze, wo Husarenmusik spielte, sozu-
sagen dem ganzen Städtchen vor. Ich ward abends in die „Zwanglose
Gesellschaft Frohsinn“ eingeführt, wo Bürger und Offiziere in muster-

haft nachahmenswerter Eintracht miteinander verkehrten. Trinksprüche auf Deutschland und Ungarn stiegen unter Klängen schwermütiger Zigeunermusik. Unter Begleitung vieler, mir soeben erst bekannt Gewordener, ward ich spät nachts heimgeführt, indes Zigeuner voraus siedelten.

Andern Morgens erschien eine Abordnung und überreichte mir feierlich die Urkunde als „Ehrenmitglied und Präsidialrat“ des Vereins. Das Ortsblatt, die „Nera“, brachte einen mich überschwenglich feiernden Bericht über diese Vorgänge.

Man empfahl mich bei der Abreise nach Szegedin an einen dortigen Militärkapellmeister. Auf meine Frage, wo dieser Herr dort wohne, ward erwidert: Da gehen S' nur in die und die Bierhalle, da sitzt er schon von 9 Uhr morgens an und kneipt. Und richtig, so war es. Der Kapellmeister entschuldigte sich, er müsse für drei Tage zu Konzertreisen in die Pusta — wozu er mich übrigens gastfreundlich einlud — und könne sich mir nicht widmen. Zugleich legte er mich dem schon zu früher Morgenstunde mit ihm kneipenden Leutnant D. ans Herz: „Diebl, sei so gut und hilf dem Herrn Doktor statt meiner angenehm den Tag vertreiben!“ Der opferwillige Leutnant verließ mich den ganzen Tag nicht; wir schwammen zusammen in der Theiß; mittags speisten wir in seiner Offiziersmesse, wo mich seine sämtlichen Regimentsgenossen wie einen alten Freund aufnahmen, und am Nachmittage wanderten wir in einen öffentlichen Kaffeegarten außerhalb der Stadt zur Musik, bis ich abends, von ihm zur Bahn geleitet, seine gastliche Gesellschaft verließ . . .

* * *

Von ehrlichen Wirten, spitzbübischen Kellnern und eigenartigen Kutschern. Im österreichischen Eisenbahnknotenpunkt Selztal, der nur aus einigen wenigen Häusern besteht, kehrte ich zur Nachtrast ein. Als ich mir ein Glas hellen Lagerbieres bestellte, meinte der biedere, von Tisch zu Tisch aufmerksam herumgehende Hauswirt in treuherziger Weise: „I muß Sie aber schön bitt'n, verachten S' mir auch mein gut's Wasser nit; so ein gut's Wasser, wie hier, trinken S' nit alle Tag'.“ Der Mann hatte sich dadurch unsterblich in meiner dankbaren Erinnerung gemacht; sechzehn Jahre später (1907) fuhr ich desselbigen Weges wieder, unterbrach die Fahrt, nur um diesem Wiedermann abermals die Hand zu schütteln, und traf aber leider einen Nachfolger an, der mir sein Wasser nicht anempfahl. Mein lieber, alter Gastwirt war als Besitzer eines „Zinshauses“

und Privatmann nach Graz übergesiedelt. Ich freute mich, daß seine Ehrlichkeit ihm offenbar goldene Früchte getragen haben mochte; sein „Zinshaus“ war gewiß redlich verdient . . .

In Italien und gar in Osterreich, wo der Trinkgelderunfug am üppigsten blüht, muß man den Kellnern sehr auf die Finger sehen, will man nicht jeden Augenblick übers Ohr gehauen werden. Sie verlassen sich darauf, daß die Fremden in der landesüblichen Münze nicht bewandert seien und wagen in dieser oft richtigen Voraussetzung ihre Beutezüge. Am Bahnhofe zu Temesvar hatte sich solch ein Schlingel um 24 Heller, natürlich zu meinen Ungunsten, „gestoßen“. Ich ließ das herausgezahlte Geld unberührt auf dem Tische liegen, rief den rasch Enteilenden zurück und wies ihm seinen Rechenfehler unwiderlegbar nach. „So, jetzt stimmt's“, meinte der freche, sich als Unschuldslamm stellende und zahlte den Betrag ohne Widerrede heraus. „Ja, jetzt stimmt's allerdings; es hätte aber gleich stimmen sollen“, grinste ich ihn etwas höhnisch an . . .

Einem Kellner zu Florenz, der mich beim Frühstück bediente, leuchtete ich auf folgende, vielleicht Nachahmung verdienende Weise heim und gewann ihm das Neujahr ab. Meine Kaffeerechnung betrug eine halbe Lira. Ich gab ihm ein blankes Lirastück, womit er zu dem im Hintergrund an einem Pulte sitzenden Kaffeewirt eilte. Nun hörte ich diesen verdächtig lang in Münzen klimpernd herumsuchen, und ward dadurch stutzig. Endlich überreichte mir der Herr „Ober“ mit der frömmsten Miene von der Welt ein Blechtellerchen, worauf sich in holdester Eintracht die falschesten, seit Jahren außer Kurs gesetzten Gold- und Kupferstückchen ein Stelldichlein gegeben hatten: da lagen südamerikanische, päpstliche und ähnliche Seltenheiten wie in einem Ausstellungsglaskasten nebeneinander und schmunzelten mich verführerisch an. Ich war aber leider ein ebenso guter Kenner italienischer Münzen als meine beiden verehrlichen Herren Gauner. Den elendesten Soldo — es war ein völlig wertloses, seit undenklichen Zeiten ungültiges, päpstliches Geldstück — pickte ich behutsam heraus und legte es sorgfältig beiseite. Umgehend veranlaßte ich den Kellner zur Herauszahlung gültiger Münze — buona moneta, — was anstandslos geschah. Das besonders herausgepickte päpstliche Münzstücklein erhielt der Verdünkte als wohlverdientes Trinkgeld zugeschoben, worauf er mit abgesägten Hosen zornbleich abzog. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Geschick zu fügen, da er an den „Lehen“ geraten war. Doch ich kam nun jeden Morgen wieder zum Frühstück, so daß wir schließlich fast Freunde wurden — er betrog mich niemals wieder. Mein Grundsatz ist allerwege: zu über-

fährten Betrügern zurückzuführen; diese werden die ehrlichsten Diener und wagen es kein zweites Mal . . .

Zu Foligno in Umbrien verfolgte mich ein Kutscher derart mit Zudringlichkeit, daß er nicht nur vor dem Posthaus, wo ich einen Brief abholte, meiner wartete, sondern sogar seinen Einspanner vor einer öffentlichen Bedürfnisanstalt halten ließ, bis ich wieder heraustrat; zuletzt bot er selber seine Dienste bis zur Hälfte des anfänglich verlangten Fahrpreises herunter, um mich schließlich den steilen Weg nach Montefalco hinauffahren zu dürfen. Unterwegs bettelte er mich um meine Stiefel an, indem er sich auf dem Bocke herumdrehte und mir seine jammervoll zer-riffen aufklaffenden Schuhe unmittelbar unter die Nase hielt — da ich mir ja, wie er sagte, sofort neue kaufen könne! . . .

In Loreto, dem berühmten Wallfahrtsorte, unterhielt ich mich mit meinem politiktreibenden Kosselenker während der Fahrt über Italien und die Italiener, wobei ich ihm meine Vorliebe für sein Volk nicht ver-hehlte. Der leidenschaftliche Vaterlandsfreund geriet darüber in solches Entzücken, daß er mich nach unserer Rückkehr an den Bahnhof bat, ich möchte ihm die Freude bereiten und — sein Gast bei einer Flasche Rotwein sein! Nach Aushändigung des Fahr- und Trinkgeldes folgte ich ihm in die nahe Weinwirtschaft und ließ mir von ihm eine Flasche herrlichen Landweins „ponieren“! Zum ersten und bisher letzten Male war ich der Gast meines Kutschers. So etwas ist wohl nur in Italien möglich, wo der niederste Volksgenosse den Anstand und das berechtigte Gleichstellungs-gefühl eines „Signore“ im Busen trägt. Mein braver Kutscher, der übrigs Ettore (Hektor) hieß, rechnete es mir hoch an, daß ich die Italiener so sehr liebe, „trotzdem Italiener die Mörder Carnots, König Humberts und der Kaiserin Elisabeth von Osterreich seien!“ Ich tröstete ihn: es gebe Schurken und Mordbuben allenthalben, sogar dahinten in Ger-mania.

Auf Korsika fragte mich einer, woher ich stamme? Auf meine Er-widerung: „Aus Deutschland“, sah er mich verblüfft an und fuhr nach-denklich zu fragen fort: „Deutschland? Gehört Deutschland zu Italien oder ist es ein Königreich für sich?“ Wir Deutschen lächeln gern über derartige kleine Unwissenheiten, dürfen uns aber doch nicht allzusehr auf das hohe Ross setzen. Ich habe selber erlebt, daß eine gefeierte Sängerin, als die Rede auf den 1866er Krieg zwischen Preußen und Osterreich kam, allen Ernstes die wohl mehr als kindlich-einfältige Frage an mich tat: „Woas hoab'n denn die zwei damals z'sammen g'habt?“ „Nun, sie haben einen

Feldzug gegeneinander geführt.“ „Schauen S', i bin doch damals in
Wian g'wes'n, aber i hab' goar nix davon g'merkt . . .“

Ein andermal hatte eine Landsmännin von mir, eine Dame, die das
Jahr 1870 schon mit vollem Bewußtsein miterlebt hatte, keine Ahnung
davon, daß das Elsaß dereinst ein deutsches Land gewesen war! . . .

Und zu Kassel fragte mich eine wißbegierige Ansichtspostkartenver-
käuferin, der meine auswärtige Mundart auffiel, woher ich komme. Als
ich ihr den Gefallen tat und ihr „Süddeutschland“ als meine Heimat
namhaft machte, entgegnete sie gar mit klassischer Unwissenheit: „Aus
Süddeutschland? mein Gott, da kommen Sie aber weit her; das liegt ja
wohl gar hinter Paris? . . .“ * * *

Etwas von italienischen Theatern und deutschen Schau-
spielern. Eines Herbstmorgens durch Perugia wandernd, vernahm ich
aus den weitgeöffneten Pforten eines stattlichen Gebäudes Musikflänge
mir entgegenschallen; sie zogen mich zauberhaft zu sich.

Niemand hinderte den Eintritt in den Flur jenes Hauses und alsbald
gewahrte ich, daß ich mich in einem Theater befand. Die Logentüren
standen offen; unbehelligt konnte ich nach Belieben Platz nehmen und
der ergößlichen Probe eines Offenbachstückes „Die Tochter des Tambour-
majors“ anwohnen. Am Pulte saß der dickverwickelte Kapellmeister — er
litt offenbar an Zahnweh oder geschwellenem Hals — und fuchtelte mit
dem Taktstocke wie ein junger Teufel.

Da beim Essen bekanntlich der Hunger kommt, wuchs auch meine Gier
nach mehr — da keine Seele sich um mich kümmerte, schwoll mir der fecke
Mut und unbeanstandet stieg ich im ganzen Theater umher; ich drang
auf die Bühne, stellte mich an die Dekoration im Hintergrund und sah
mir den ganzen Vorgang auf den „Brettern“ selber an; die Mitwirkenden
ließen sich nicht im geringsten durch meine Gegenwart stören und wendeten
mir getrost ihre Rückseiten zu. Ich durchstöberte schließlich frech genug die
Ankleideräume und verließ erst nach gründlicher Kenntnisaufnahme sämt-
licher Ortlichkeiten das Haus. Ein Fremder sollte dies einmal in einem
Schauspielhause Deutschlands zu versuchen wagen! Aus Dankbarkeit
ging ich natürlich auch abends in die „Figlia del tamburo-maggiore“,
um die mir morgens bekanntgewordenen Herrschaften in voller Pracht
des Lichterglanzes zu schauen . . .

Das Theaterpublikum in Italien ist weit beifallstürmischer und über-
schwenglicher als im kühleren Norden. Zu Mailand erlebte ich den Sieges-

abend der Sängerin Tetrazzini mit, in Meyerbeers Oper „Dinorah“. Die ganze Bühne war von Kränzen übersät, ja völlig zugedeckt; manns- hohe Gestelle, mit Schmucksachen behangen, von Verehrern gespendet, wurden aus den Kulissen getragen. Des Handeklatschens war kein Ende. Als Schluwirkung wurden riesige Säcke voll farbiger Papierschnitzel von den obersten Rängen herabgeleert, so da der Theaterraum für Augen- blicke wie in dichtestes Schneegestobber gehüllt war. Als der Nebel schwand und der Papierregen sich auf dem Boden getürmt hatte, griff ich nach mehreren der mächtigen Flocken und da fand ich auf jedem Blatt — ein Sonett zum Preise der gefeierten Sängerin!

Die Italiener klatschen nicht nur ihre Bühnenkünstler leidenschaftlich heraus, nein, sie klatschen auch ihre Könige heraus. In Venedig sah ich es staunend mit an, da auf dem Markusplaz das gestaut stehende Volk wieder und wieder seinen Herrscher Viktor Emanuel III. nest Gemahlin auf den Altan der Procurazien herausklatschte und da die hohen Herr- schaften sich vor ihnen wie wütend beifallspendenden Untertanen genau nach Art von Buhnenkunstlern verneigten . . .

Ein alter Schauspieler, ein Deutscher natürlich, erzählte mir zu Frank- furt am Main: Geistesgegenwart sei die nötigste Eigenschaft eines Bühnen- mannes. Er habe in den „Rubern“ einmal den alten Moor gespielt und sich eben über die Bühne nach seinem Hungerturme begeben wollen, als der Vorhang verfrahrt in die Höhe gegangen sei. Nun habe er sich eiligst hinter einen der täuschend nachgemachten Waldbäume mitten auf der Bühne geflucht. Hermann, „der Nabe“, kam und sprach getrost in den Turm hinunter; aber zu seinem nicht geringen Erstaunen antwortete der alte Moor ihm, statt aus dem kalten Verliee herauf, etwas gemütlicher aus dem Wald in seinem Rücken. Hermann, der sich durch die veränderte Sachlage keineswegs verblüffen lie, sprach, geistesgegenwartig genug, rasch aus dem Stegreif: „Alter Moor, was ergehst du dich dort unter den Bäumen des Waldes?“ „Ich schöpfe etwas frische Luft!“ gab ihm mein nicht minder geistesgegenwartiger Gewährsmann umgehend zurück. Von den Zuhörern sollen nur ganz wenige von diesem verbesserten Schiller etwas gemerkt haben . . .

Für Nichtfachmanner unverständlich ist, da es Schauspieler gibt, die sich nicht einmal die Mue nehmen, Stücke, worin sie auftreten, auch nur vollständig zu Ende zu lesen. Ich fuhr mit einem hervorragenden Dar- steller aus einer Baderstadt, wo die Künstler der benachbarten Hauptstadt allwöchentlich Vorstellungen zu geben pflegten, abends heim und wunderte

mich, den trefflichen Künstler schon verhältnismäßig frühe mit mir zurückfahren zu sehen. „Sind Sie schon fertig für heute abend?“ „Jawohl, ich habe nur in den beiden ersten Aufzügen zu tun“, und lachend, als ob er sich damit auch noch als großer Held vor mir brüsten wollte, fuhr er fort: „Ich weiß nicht einmal, wie das Stück ausgeht.“ „Wie, Sie kennen die Dichtung, in der Sie mitwirkten, gar nicht?“ Und er versicherte mir, daß er nur seine Rolle darin gelesen, vom weiteren Verlauf und Ausgange des Werkes aber keine Ahnung habe! Ich machte mir im stillen meine Gedanken über solches Böhhasentum und hoffte, daß eine derartige künstlerische Gleichgültigkeit in Schauspielerkreisen bloß eine vereinzelte Erscheinung sein möchte. Aber, wer weiß? . . .

Weiläufig bemerkt, sollten Schauspieler sich aufs äußerste vor den leidigen Kontaminationen und ähnlichen Unarten hüten, die freilich meistens auf augenblickliches, unverschuldetes Gehirnnachlassen hinauslaufen. So hörte ich, wie einem wackeren Darsteller der Schnitzer unterlief: Was nagst du, Satan? Er wollte natürlich sagen: Was sagst du, Nathan? Beim Aussprechen schon ward er seines Mißgriffs inne und kämpfte sichtlich mit dem Lachen über sich selber. Oder in einem Putzligischen Festspiel stieg feenhaft eine Maja hervor aus gespaltener Blüte, um in die herzbrechend drolligen, feierlich verkündeten Worte herauszuplazen: Der Frühling knopft! . . .

* * *

Etwas von der Verachtung der Arbeit. Die adelige Gattin eines preussischen Offiziers weigerte sich, als ihr auf einem Karlsruher Hofball der würdige, betagte Leibarzt — sogar ein Geheimer Rat — des regierenden Fürsten als Tischherr zugeordnet war, sich von ihm zur Tafel führen zu lassen: „Ich bedanke mich dafür, von einem, den ich mir für drei Mark kommen lassen kann, zu Tische gebracht zu werden!“ . . .

Ich selber hielt im Kaufmännischen Verein eines süddeutschen Städtchens einen Vortrag meiner Dichtungen und erhielt dafür einen bescheidenen, aber wohlworbenern Ehrensold. Als ein höherer Offizier, dessen befreundeter Wohngast ich an jenem Ortchen war, nach meiner Abreise zufällig davon Wind bekommen hatte, daß ich mir die Reiseauslagen — denn kaum mehr betrug der Sold dafür — hatte ersetzen lassen, so ließ er mich auf Umwegen wissen, daß ich unter solchen Umständen künftig bei möglicher Wiederholung eines Vortrages sein Gastfreund nicht mehr sein könne! Jener Biedermann selber steckte natürlich seelenruhig ein

hohes Gehalt vom Staat ein und bezog außerdem Gelder für Pferdefutter, ohne sich jedoch entsprechende Säule für das eingestekkte Geld zu halten. Das war aber dann höhere Sittlichkeit . . . Eine hübsche Verbilligung des schönen, ehrenwerten Sprichwörtchens, das jedoch in unserem Deutschland nur ein leerer Schall ist: Arbeit schändet nicht!

* * *

Philologisches Allerlei. Wir haben in Deutschland sicherlich gute, wenn auch unablässig der Erneuerung bedürftige Schulen; aber wir waren auch immer tief von ihrer unfehlbaren Güte durchdrungen und mögen denn doch manchmal allzusehr vom hohen Sockel auf die Schulen anderer Völker herabgeschaut haben.

In meiner Jugend erwartete man alles Heil von der Mathematik: sie bilde das logische Denken aus und erziehe zu Gott weiß was allem! Ich habe sie seit dem Schulabgang im wirklichen Leben keinen Augenblick mehr „gebraucht“ und keiner, der ihr zahllose, unnütze Stunden seiner jungen Jahre zwangsweise widmen mußte, wird ihrer je bedurft haben, er sei denn selber Mathematiklehrer, Erdvermesser oder dgl. geworden. Dreimal hat man mich dieser Wissenschaft halber die Klasse wiederholen lassen, ohne daß einem der Herz-, Verstand- und gefühllosen, wissenschaftlichen Folterknechte es auch nur leise gedämmert hätte: welche Verwüstungen in der Seele eines jungen Menschen allein dadurch geschehen, daß man ihn vom Verkehr mit Altersgenossen jahrelang ausschloß und nötigte, mit jüngeren Knaben zusammenzusitzen! Kein Wunder, daß ich mich außerhalb der Schule nur an solche angeschlossen, die zwei, drei Schulklassen über mir, aber in meinem Lebensalter waren, und daß ich oft ein wahres Grauen vor dem Verkehr mit meinen jüngeren Klassengenossen empfand! Der große, schwedische Dichter und Herzenstündiger August Strindberg sagt in seiner Jugendgeschichte richtig: „Ein älteres Kind zum Verkehr mit einem jüngeren zwingen, das ist ein Verbrechen gegen die Natur, das heißt, einen jungen Baum verstümmeln.“

D hätte man in den Jahren der aufnahmefähigsten Gedächtnisfrische uns auf dem Gymnasium wertvoll Lebendiges für das Leben gelehrt: etwa Botanik oder Italienisch, auf die Mathematik in Realschulen verwiesen! Fünfzig Jahre vor uns trieb man schon in der Prima Hegelsche Philosophie, die damals das Heil der Welt zu bedeuten schien. Heute lächeln wir darüber — alles ist halt Mode!

Könnte man statt der zahlreichen lateinischen oder griechischen Stunden nicht wenigstens eine dem kurzen Überblick über das Schrifttum anderer Völker widmen? Ich habe das Gymnasium verlassen, ohne jemals Namen wie Adam Mickiewicz oder Jeremias Gotthelf gehört zu haben, Namen der beiden, vielleicht größten erzählenden Dichter des 19. Jahrhunderts! Wir dürfen uns wahrlich auf unbedingte Mustergültigkeit unserer Schulen nicht das höchste zugute tun. Ich habe selbst Mittelschullehrer gesprochen, die zuerst aus meinem Munde von der Bedeutung des soeben genannten gewaltigen Polendichters und seiner überragenden Dichtung „Herrn Thaddäus letztem Eintritt in Lithauen“ vernahmen . . .

Mir, der ich kein Schulmann von Berufe bin, scheint das Heil etwa nach der Richtung der englischen Erziehungsweise zu liegen: daß man von einem gewissen Alter an wahlfreie Lieblingsfächer gewähre. Jedenfalls würde man dadurch Begabungen fördern, Persönlichkeitswerte hervorziehen und nicht, wie bisher, so vieles untergraben. Ein Wahnsinn ist es: Menschen fast bis zum Mündigkeitsalter mit Lehrgegenständen zu quälen, wofür sie durchaus keinerlei Sinn besitzen. Das heißt: sich an der Natur der Menschheit versündigen, sie vergewaltigen. Und das hat die Schule redlich und lange genug in Deutschland getan.

* * *

Etwas vom Neide. Guklow sagt in seinen „Italienischen Reiseindrücken“: die Italiener seien untereinander neidisch. Den selben Vorwurf macht aber auch der englische Schriftsteller Sidney Whitman, der Freund Bismarcks, uns Deutschen; er behauptet sogar: diese häßliche Eigenschaft springe den nach Deutschland kommenden Briten unangenehm in die Augen.

Und stimmt es nicht völlig überein, daß in unseren Nachrufen oder Leichenpredigten — dieser gräßlichen Sitte, denn eine Predigt ist am Sonntag in der Kirche, aber nicht am Grab an ihrer Stelle — einem Dahingeshiedenen kein größeres, nachrühmendes Lob erteilt werden kann, als: er sei neidlos gewesen? Und doch ist Neidlosigkeit bei jedem Menschen von einiger Herzensbildung, der sich selbst in der Zucht zu halten und Herr über seine bösen Leidenschaften zu sein versteht, etwas Selbstverständliches.

Ein mir in Hochschulzeiten befreundeter, etwas älterer Kunstschriftsteller konnte seinen schlimmen Neid so wenig bezähmen, daß er mir, als ich ein selbstverfaßtes Festspiel in kleinerem, befreundetem Kreise vorges

tragen hatte, an den Hals sprang, mit beiden Händen mich wütend zu würgen begann und ein übers andere Mal, heiseren Ingrimms, ausrief: „Warum kannst du so etwas schreiben und ich nicht?“ So haarsträubend „naiv“ kann der Neid sich geben. Da kann man wohl sagen: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Als ich nach Jahren die Todesbotschaft dieses Mannes erhielt, ist mir ein Felsstein vom Herzen gefallen . . .

Wir wollen uns nicht allzusehr über andere Völker erheben und meinen, die guten Eigenschaften allein gepachtet zu haben. Wenn wir von „deutscher Treue“ und „deutscher Ehrlichkeit“ rühmen, so liegt darin für die andern der stille Vorwurf, daß sie nicht die selbe Treue und Ehrlichkeit zu halten verstehen. Ich dünkte, wir brauchten uns in dieser Hinsicht über niemanden zu erheben.

In den Geschichten aller Staaten der Welt finden sich Fälle von Treue und Untreue in ziemlich gleichmäßiger Verteilung. Man lese Profops Geschichtswerke und staune zuweilen über die teuflische Hinterlist der so ehrlich dreinblickenden, blondhaarigen Germanen, die es in Wortbruch und Lüge mit den abgefeimtesten Römern und Griechen getrost aufnehmen konnten. Darum also Bescheidenheit! Neid ist die schlimmste Eigenschaft an einem Menschen.

* * *

Etwas von menschlicher Eitelkeit. Je älter ich geworden bin, um so mehr habe ich einsehen lernen, daß man den Mitmenschen immer möglichst viele Freude bereiten soll. Hat jemand an Titel, Adel oder Orden Vergnügen, warum sollte man ihm dies mißgönnen? Der Spaß ist so wohlfeil und tut dem Verlangenden so süß.

Ich kannte den Stadtdirektor eines Weltbadeorts, dem seine Stellung für unumgängliches Fürstenabholen am Bahnhof alljährlich mindestens einen Ordensstern abwarf. Er hatte es schon auf ein Viertelhundert Auszeichnungen gebracht, die er sorgfältig in einem Kästchen verwahrte. Da wimmelte es drin wie in einem Tiergarten von Löwen, Adlern, Falken und Greifen. Ich wußte, daß man der kleinen oder großen Schwäche des alten Herrn keine größere Freude bereiten konnte, als wenn man ihm liebevollen Sinn für seine Tierbude bezeugte.

Deshalb hat ich ihn stets bei Besuchen, mit seine neuesten Errungenschaften vorzuweisen. Wie ein Priester den heiligen Gral, so holte er sein geliebtes Kästchen herbei und ordnete den glitzernden Sternhimmel auf dem Tische; kein Kind hätte mit innigerem Behagen sein Weihnachtsspielzeug ausbreiten können . . .

Ein anderer mir bekannter, alter Ordensverehrer ließ es sich nicht nehmen: Großherzog Friedrich I. von Baden sei neidisch auf ihn, weil er einen Orden besitze, der die Brust des Fürsten nicht ziere! Man denke sich: ein regierender Herrscher solle neidisch auf den Orden eines gewöhnlichen Sterblichen sein, er, der wohl nur zu winken brauchte, um sich jeden nur erdenklichen Orden zu ergattern . . .

Ein Unfug aber ist es, wenn auf Theaterzetteln oder beim Vortrag von Dichtungen unserer Klassiker den großen Namen in übelverstandener Gewissenhaftigkeit das Adelsbeiwort, das nur der flüchtigen, vergänglichen Zeit gilt, beigelegt wird . . . Die über eine höfische Erziehungsanstalt gesetzte Vorsteherin rief einer Schülerin, die, in richtigem Gefühle für die Größe des Mannes, sich zu sagen begnügte, „Die Glocke“ von Schiller, mit entrüsteten, die Armste zurechtweisenden Worten zu: „Nein, bitte, ‚Die Glocke‘ von Friedrich von Schiller!“ Eine solche „Jugendbildnerin“ gehörte noch am selben Tage von ihrem Thronsitze gestossen . . .

* * *

Etwas von Bettlern und Hausierern. Je mehr mein Name in Zeitungen und sonst in der Öffentlichkeit genannt wurde, desto mehr hatte ich zeitweise unter Zuspruch und Zudringlichkeit reisender Steifbettler, brotloser Schriftsteller, stellensuchender Schauspieler, heruntergekommener Maler und abgeschabter Bildhauer zu leiden. Unter den zahlreichen Herren, die fehend mich beehrten, sind mir einige, ihrer Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit halber, lebhaft im Gedächtnis geblieben:

In kaltem Spätherbsttage ließ sich ein höchst sommerlich gekleidetes Wesen in abgerissenem Rock und hellem Strohhut als der „Sohn des Dichters Julius Rosen“ bei mir melden. Als warmer Verehrer Rosens seit frühester Jugend war ich nicht wenig bewegt, einen „Sohn“ jenes Dichters, dessen Bild mir, fast wie von Heiligenschein umflossen, vor Augen schwebt, in schäbigem Aufzug als Bettler vor mir zu sehen. Ich verhehlte meine tiefe Verehrung für seinen „Vater“ nicht und gestand ihm, daß dessen Werke einen Ehrenplatz in meiner Büchersammlung und in meinem Herzen besitzen.

Mit vollendeter Schauspielererschaft stotterte er eine rührend ausgeklügelte Geschichte hervor: Großherzog Friedrich I. von Baden habe ihm aus Dankbarkeit für seinen seligen „Vater“ ein Ruhegehalt ausgesetzt! Und er halte sich hier auf, um dem edlen Fürsten für die großherzige Freigebigkeit persönlich zu danken; darnach werde er nach Oldenburg an das

Grab seines „Vaters“ eilen, wohin es schon lange sein Herz ziehe! Er bat mich, zur bevorstehenden „Audienz“ ihm eine kleine Zubuße zu gewähren, da er seinen Anzug vervollständigen müsse, wobei er hinzufügte: der Hofschauspieler Reiff leihe ihm zu diesem Zweck Frack und hohen Hut! Ich verehrte ihm bereitwillig weiße Glanzhandschuhe, sowie eine weiße Halsbinde und entließ den „Sohn“ des berühmten „Vaters“ noch mit reichlichem Geldgeschenke, bewegt über die Begegnung.

Nachmittags ging ich zufällig am Hause des mir seit Schulzeiten bekannten Bühnenkünstlers vorüber, eilte zu ihm hinauf, um näheres über den unglückseligen Mosen zu erfahren. Mein Bericht empörte Reiff aufs höchste. Er eröffnete mir: der Gauner heiße tatsächlich Mosen und sei zu Berg bei Stuttgart Maschinenarbeiter im Sommertheater gewesen, als das Karlsruher Hoftheatergesamtspiel dort Gastspiele veranstaltete. Der Daffänger Speigler habe kürzlich dem Steifbettler ein Paar abgelegte Rohrstiefel verehrt. Im übrigen sei alles Schwindel, auch seine ganze, vorgegaukelte Oldenburger Sohnschaft! Er werde sofort die Schutzmannschaft benachrichtigen, daß sie den Betrüger ergreife — der edle Mosen war natürlich spurlos verduftet.

Einige Zeit darnach lernte ich zu Oldenburg den wirklichen Sohn Julius Mosens, den Hofbüchereileiter, Geh. Rat Reinhard Mosen, kennen und befreundete mich sehr mit ihm. Ich erzählte ihm den Hergang und verursachte ihm keine geringe Entrüstung. Ähnliches Gelichter, versicherte er mir, habe in Europa und sogar in Amerika den volkstümlichen Namen seines verstorbenen Vaters, des Verfassers des vielgesungenen Volksliedes „Zu Mantua in Bänden“, in der selben Weise mißbraucht. Er sei der einzige, noch lebende Sohn Julius Mosens; sein einziger Bruder, Erich, war im Kriege von 1870 gefallen; er ließ sofort in deutschen und amerikanischen Zeitungen vor weiterem Mißbrauch seines ehrlichen Namens warnen . . .

Ein anderer Bettler, angeblich ein Bildhauer aus Freiburg, log mir einen langen Roman vor und rief schließlich in schwungvoller Hingerrissenheit: „Geben Sie mir zehn Mark, ich werde Ihnen meine Seele dafür verkaufen und sie übers Jahr wieder auslösen!“ Das war mir noch unerlebt! Ich gab ihm das Gewünschte, lief im Scherz an eine geschmückte Schubtruhe, zog eine Schieblade heraus und machte vor seinen Augen eine Handbewegung, als legte ich sorgfältig einen Gegenstand hinein; darnach schloß ich die Lade behutsam wieder, seinen Brustton nachahmend: „So, ich habe Ihre Seele hier eingeschlossen; lösen Sie sie wieder aus,

sonst wird sie oft unruhig in ihrer Haft hin und her rasseln.“ Er verschwor sich hoch und teuer, in einem Jahre wiederzukehren und die verpfändete Seele heimzunehmen. Ich berge sie heute noch in der Lade und der entseelte Leib des bildhauenden Kunstjägers gaukelt gewiß noch irgendwo lustig in der Welt umher, um weitere Seelenverkäufe bei gutmütigen Geprellten anzustellen . . .

Im Herbst 1905, als ich unter freundlicher Teilnahme weiter Kreise meinen fünfzigsten Geburtstag festlich hatte begehen dürfen, klingelte es spät abends. Etwas misstrauisch öffnete ich die Flurtüre selber und herein zwängte sich ein männliches Wesen, das, ehe ich es wehren konnte, meine Hand ergriffen hatte, um sie mit stürmischer Inbrunst sich an die Brust zu drücken. Als ich mich ihm sanft entwunden und nach seinem Begehren geforscht hatte, gestand er mir seine Absicht, tags darauf nach Amerika auszuwandern. Es habe ihn aber noch gedrängt, meine Hand, „die Hand des Dichters seiner Heimat“, zu drücken und er hoffe, daß „dadurch eine Kraft auf ihn übergehe, die seiner Zukunft frommen werde!“ Ich verstand den Wink und verabreichte ihm etliche Silberlinge — da ging denn allerdings auch eine Kraft auf ihn über . . .

Umgekehrt aber erging es mir zu Hammermühle in Hinterpommern. Ich kam von Bismarcks Landsitz Barzin und saß etliche Stunden einzeregnet im Bahnhofe. Mit einem Schicksalsgenossen, einem biedern Hausierer, unterhielt ich mich längere Zeit. Da das Unwetter nicht nachlassen wollte, der Gesprächsstoff schmal ward, wandelte meinen Gefährten Langeweile an und er grub aus seinem Krame zwei Zigarren hervor; eine zündete er sich mit Wohlbehagen an, die andere jedoch überreichte er mit unnachahmlich herablassender Handbewegung mir, indes er mich von Kopf zu Fuß durchbohrend musterte.

Zu seinem Erstaunen lehnte ich, als Nichtraucher, seine Gabe dankend ab. Doch unwillkürlich betrachtete ich mich gleichfalls, bis zu den Fußspitzen mich prüfend, ob ich wirklich schon so reiseverkommen und abgeschabt aussähe, daß ich bereits das Erbarmen eines armen Wanderkrämers erweckt haben mochte. Aber Vergnügen hat es mir doch bereitet, einmal von einem Hausierer einen Glimmstengel aus Mitleid zum Geschenk angeboten bekommen zu haben.